

## **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

### **Kleinere Schriften**

Altbayerische Miscellen

**Steub, Ludwig**

**Stuttgart, 1875**

XVII. Ueber die Sprache der Etrusker. Von W. Corffen. 1875

## XVII.

# Ueber die Sprache der Etrusker.

Von

**W. Corssen.**

Erster Band. Mit Holzschnitten und fünfundzwanzig lithographischen Tafeln. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1874.

Im Januar 1875.

Ein Buch, das ich schon öfter bei des Zauberers Hirngebein herbeibeschworen habe, so heftig war die Sehnsucht, die ich nach ihm trug. Da ist es nun endlich, so gewaltig in der Wissenschaft, aber noch viel gewaltiger im Umfang als ich erwartete. Es zählt nämlich 1016 große Octavseiten und ist wahrscheinlich das beleibteste Verlagswerk, das dieses Menschenalter erscheinen sah. Da ein zweiter Band, der in Aussicht steht, hinter diesem ersten schwerlich zurückbleiben wird, so öffnet sich dem Publikum, das die alten Etrusker noch immer nicht vergessen kann, gleichsam eine herrlich besetzte Tafel, an der es wochenlang sitzen und sprachliche Genüsse aller Art einnehmen mag. Das treffliche Werk ist übrigens sehr schön ausgestattet und enthält fünfundzwanzig lithographische Tafeln, sowie auch vierunddreißig Holzschnitte im Texte. So darf sich denn niemand wundern, wenn es in seinem ersten Band hier unter dreißig Mark nicht zu erstehen ist — immerhin ein Zeichen, daß Verfasser und Verleger sich einem namhaften

Häuflein wohlhabender und opferlustiger Etruscomanen gegenüber denken. Wir hoffen zu Gott, daß sie sich in diesem Gedanken nicht täuschen werden.

In uralten Tagen, ehe die Römer zu einiger Macht gelangten, ging der Etrusker Herrschaft durch viele Lande. Ihre letzten Thürme standen gegen Mittag unterhalb Capua in Campanien, gegen Abend am Meere bei Nizza, gegen Norden bei Tölz und Schliers<sup>1</sup> in den rhätischen Boralpen. Ihr wichtigstes Wesen hatten sie aber in dem gebirgigen Lande, das zwischen dem Arnus und dem Tiber liegt. Dort ragten auf sonnigen Felsen, von cyclopischen Mauern umgürtet, ihre stolzen Metropolen, welche lange schon Krieg und Handel trieben, ehe von Rom am Tiberstrand die erste Rede ging. Sie lebten von den ältesten Zeiten her in Bündnissen, zu denen sich je zwölf ihrer Städte zusammengethan, und unter Stadtkönigen, welche sie Lucumonen nannten; aber da sich ihr Bundestag am Tempel der Voltumna eben so schwach und hinfällig erwies wie weiland der unsrige in der Eichenheimer Gasse, und da sich kein etruskischer Bismarck fand, der eine mächtige Hauptgewalt gegründet hätte, so wurden die tuskischen Könige mit Kron' und Scepter, l'un après l'autre, der reiche Adel und die mächtige Priesterschaft, langsam, aber

<sup>1</sup> Tölz, nach seiner urtundlichen Form Tolinze, ist nämlich einer der zahlreichen rhätischen Ortsnamen auf *insa*, jetzt *-enz* oder *-enzs*, und sein Doppelgänger findet sich als *Talenz* bei Sargans; *Schliers* dagegen vergleicht sich mit tirolisch *Tiers*, *Viers*, *Fliersch*, vorarlbergisch *Bürs* und bündnerisch *Schiers*. Auch Schwyz, zuletzt von Gatschet unpassend aus *sylvates* gedeutet, ist ein rhätischer Name so gut wie Schwaz am Inn und entspricht dem etruskischen *Sveitusa*. Vgl. Corssen, S. 107.

sicher, von den Römern eingethan. Etrurien ging unter — manche seiner glänzendsten Städte sind ganz vom Erdboden weggesetzt, andere erinnern noch in ihren großartigen Trümmern an die alte Heidentwelt, deren Macht und Reichthum die ärmliche Gegenwart nicht mehr begreifen kann. Im Bau der Tempel und Paläste, in der kunstreichen Ausstattung der Wohnungen, in Erzguß, Bildhauerei, Töpferkunst und Malerei, sowie in der Pracht der Gewänder und im Prunk des Lebens sind die Etrusker allen andern italischen Völkern vorangegangen. In ihrer eigenen Sprache nannten sie sich übrigens Rasena, nach einem alten Heerführer, der diesen Namen einst getragen haben soll.

Diese Etrusker waren zu allen sinnlichen Dingen trefflich ausgerüstet und hielten große Stücke darauf. Sie waren nicht so shabby-genteel wie die jetzigen Italiener, die sich die ganze Woche von Heuschrecken und Honigwaben nähren, um des Sonntags Corso fahren zu können, sondern glichen eher den Süddeutschen oder besser noch den Norddeutschen, indem sie — bei Flötenspiel und Tanz — sehr viel zu essen und noch mehr zu trinken liebten. Mancher alte und vornehme Zecher ließ sich mit dem Becher in der Hand selbst auf sein Grabmal meisteln, entweder um für späte Enkel noch ein ermunterndes Beispiel aufzustellen oder um seine Dankbarkeit zu bezeigen, daß ihn die Götter mitten unter den Tafelfreuden ins bessere Jenseits gerufen. Auch die etruskische Küche war berühmt, da die beständigen Opferschmäuse ihren Studien ungemein förderlich waren, wie man denn auch im alten Griechenland an den besuchtesten Wallfahrtsorten die feinsten

Tabled'höten fand, während jetzt der Pilger auf dem heiligen Berg Andechs oder zu Tuntenhausen froh sein darf, wenn er seine Andacht durch ein erträgliches Tellerfleisch oder ein genießbares Würstchen unterbrechen kann.

Was die Religion der Etrusker betrifft, so verehrten sie ungefähr dieselben Götter, wie die Heiden in Rom und Griechenland, doch gaben sie ihnen mehrentheils eigene Namen. So ward Jupiter bei den Tus kern Ians genannt, Vulcan hieß Sethlans, Bacchus Iusluns. Letzterem waren sie, wie schon bemerkt, mit besonderer Liebe zugethan. Wie ihre ehernen Spiegel und ihre Vasen, die sie gern mit mythologischen Figuren zierten, heute noch darthun, war ihnen aber selbst die ganze hellenische Fabelwelt geläufig und die trojanische Sage vielleicht genauer bekannt als unsern Gebildeten das Nibelungenlied.

Auch Andacht und Gottesdienst zeigen sich bei den Tus kern höher ausgebildet als bei andern Völkern des Alterthums, doch mischten sie in ihre Religion, wie auch die gebildeten Nationen unserer Zeit, allerlei albernes Zeug. Die Geheimnisse der Zukunft, die sich gewisse deutsche Wiedermänner durch die französische Muttergottes von Lourdes und Salette enthüllen lassen, glaubten die Etrusker in den Hühnerdärmen erschauen zu können. Sehr viel Studium wendeten sie auch auf die Natur des Blitzes. Sie wußten zu sagen, von welchen Göttern dieser ausgehe, was er bedeute und wie er abzuwenden — welches letzteres unsere „wettergerechten“ Capläne auch noch verstehen.

Ihre Priester und Auguren waren patriotische Männer, jedoch in anderem Sinn als unsere „Patrioten“, da sie

mit dem unheimlichen Rom keineswegs liebäugelten, sondern seine Lücken wohl erkannten, was unseren lieben Herren trotz tausendjähriger Erfahrungen und des verbesserten Geschichtsunterrichts noch immer nicht gelingen will. Uebrigens nahmen auch die Auguren dem gläubigen Publikum gegenüber die Unfehlbarkeit in Anspruch, unter vier Augen jedoch lachten sie sich gegenseitig aus. (Cicero, de div. I. 47. 105.)

Aber die übertriebene Andacht und Götterverehrung, die beständigen Opfer, Augurien und Festschmäuse, die kirchlichen Spiele und Tänze, die Processionen und Wallfahrten machten das Volk träge und die übertriebene Neppigkeit nahm ihm den alten Heldemuth. Auch die langen Kämpfe mit den Galliern hatten es empfindlich geschwächt. Dazu kam noch, wie oben bemerkt, der Mangel der inneren Eintracht. So unterlag Etrurien trotz seines hohen Kunstsinnes den kräftigern Römern, bei denen sich damals aller Lebensgeist noch in der Bichelhaube concentrirte. Recht deutlich zeigte sich da wieder die Treulosigkeit der alten Heidengötter, die wir nicht ohne Grund verabschiedet haben. Trotz aller Opfer und Vitaneien rührten sie in der Noth keinen Finger für ihre Anbeter; selbst Bacchus, der fröhliche, ließ sie sitzen, obgleich sie ihn so hoch verehrt hatten.

Auffallend bleibt nur immerhin, daß auch der gerechte Gott der Christen seinem Statthalter zu Rom neuerlich nicht kräftiger beigesprungen ist. Wahrscheinlich wollte er durch seine ruhige Haltung andeuten, daß ihm die Trägheit, die Neppigkeit und die faule Wirthschaft, die dort unter seiner Firma ging, endlich auch verächtlich geworden

war. Ein guter Christ muß in allen Weltbegebenheiten den Finger Gottes sehen, nicht bloß in einigen Parade-stücklein, die er sich selbst beliebig ausfucht.

Die etruskische Sprache — aber da mir niemand ansieht, wie ich als ein Bewohner unserer (nach Matthias Koch) keltisch-phöniciſchen Hochebene mit der etruskischen Sprache in Berührung gekommen, und da es mir leicht verdacht werden könnte, wenn ich ohne einigen Ausweis in diesen gelehrten Sachen mitrede, so bin ich leider gezwungen, jetzt schon einen kleinen Auszug aus meinem künftigen Nekrolog hier einzustellen, dessen Inhalt ich zwar bereits vor acht Jahren (Januar 1867) in diesen Blättern annähernd mitgetheilt habe, den ich aber um so mehr als vergessen erachten kann, als sich nach wiederholten Erfahrungen die wenigsten Menschen länger als von heut auf morgen an meine Artikel erinnern.

Es war im Sommer 1842, als ich in den rhätischen Alpen auf die Frage verfiel: ob man die seltsam klingenden Ortsnamen, die sich dort finden, wie Schlitters, Uderns, Terschens, Fetzurz, Azams u. s. w., nicht etwa enträthseln und damit auch der Nationalität der Rhätier auf die Spur kommen könnte. Diese wurden zwar in der guten alten Zeit nach dem Laut der alten Schriften<sup>1</sup> immer für versprengte Etrusker gehalten, allein seitdem der große Ballhausen seine Kettelei auch in die tirolische Urgeſchichte eingeführt, galten sie mehr oder weniger für Kelten, und später sprach sich auch C. Zeuß in diesem Sinne aus.

<sup>1</sup> Unter andern Stellen sei nur die von Plinius, 3. 20. angeführt: *Rætos Tuscorum prolem arbitrantur, a Gallis pulsos duce Ræto.*

Nicht sowohl als k. b. Kreis- und Stadtgerichtsaccessist, welche zukunftsvolle Stellung ich damals erklommen hatte, sondern als „gewesener“ Philologe schlug ich nun verschiedene Bücher etruskischer Gelehrsamkeit auf, wie Diefried Müller, Lanzi, Vermiglioli u. s. w., und fand da nicht ohne Ueberraschung dieselben Klänge, die in Tirol, Borarlberg und Graubünden als Ortsnamen erschallen, in den etruskischen Personennamen leibhaftig wieder. Wer dieß etwa nicht glauben wollte, der möge sich beispielsweise folgende Nebeneinanderstellung zu Gemüthe führen, nämlich: etruskischer Frauenname: Achunsa, deutsch-rhätischer Ortsname: Aguns, Alchuna: Alzna, Alfina: Alafina, Althina: Albein, Anteste: Andest, Aruntha: Arunda — und um nicht das ganze Alphabet durchzugehen, etwa noch: Thrinisa: Trins, Tiscunisa: Tagufens, Umranfa: Umras, früher Umrans, Bathins: Wattens, Velthurnis: Velthurns — Gleiche Namen, gleiche Sprachen; gleiche Sprachen, gleiche Völker!

In dem kalten Winter, der jenem warmen Sommer folgte, ward ein Büchlein geschrieben („Die Urbewohner Rhätiens“ 1843), und darin der Zusammenhang der Rhätier mit den Etruskern, so bestritten er gewesen, für alle Zeiten zu den großen historischen Wahrheiten gelegt und in die Wissenschaft felsensfest eingerammt.

Freilich konnte nur die Gleichheit der beiderseitigen Formen dargethan, der Sinn jener Namen aber nur selten erklärt werden, denn die Bedeutung der Wurzeln (Ach, Al, Alch, Alth, Ant u. s. w.), aus denen sie gebildet sind, ist größtentheils unbekannt und diesen Schleier wird allem Anschein nach auch die Zukunft nur wenig lüften.

Das gelehrte Bayern zeigte sich übrigens nicht unaufmerksam für diesen Fund und beeilte sich dem redlichen Finder eine Anerkennung zu spenden. Friedrich Thiersch, der edle Mann, eigentlich ein Norddeutscher von Geburt, aber stets bemüht, auch unter den Altbayern die Keime feinerer Bildung zu pflegen, wofür ihn diese oft verlachten, er schlug der Alma Ludovico-Maximiliana unaufgefordert vor, den neuerstandenen Rhätologen zu ihrem Ehrendoctor „cum omnibus privilegiis atque immunitatibus annexis“ zu ernennen, was auch ohne Unfall von statten ging.

Mein Ehrentag war der erste März 1844, was ich nur für jene „Berehrer“ anmerke, welche mir etwa zum fünfzigjährigen Jubiläum (1894) zu gratuliren wünschten, da das fünfundzwanzigjährige so geräuschlos dahingegangen. Seitdem schwebt der Doctorhut, obwohl ich ihn öffentlich nicht trage, doch allenthalben unsichtbar über meinem Haupte. Aber nicht genug — ein anderer Gönner zeigte mir sogar in mäßiger Entfernung die offenen Pforten der Akademie — eine Aussicht, die mich ob meiner zarten Jugend dergestalt blendete, daß ich sie wieder zu verhüllen hat. Bei einem Haar wäre ich auch Hofrath geworden! Das ist jetzt schon dreißig Jahre.

Aber diese etruskischen Maßgeigen an meinem bayerischen Himmel sind längst zersprungen — ich weiß auch nicht mehr wie und wann? Dagegen brachte mir das Büchlein selbst viele Sorge. Denn so richtig sein Grundgedanke, so hatte die Ausführung doch dadurch gelitten, daß alle nicht deutschen Namen als rhätische d. h. etruskische angesehen worden, während sich bei fortgesetztem Studium bald ergab, daß in unsern Alpen drei Namens-

schichten über oder durcheinander liegen, nämlich eine deutsche, eine romanische — beide deutlich und verständlich — und eine rhätische, welche, wie oben bemerkt, mit sehr wenigen Ausnahmen unverständlich ist. Es wurde nun versucht, wenigstens die beiden letzten Schichten aus einander zu scheiden und zwar in einer zweiten Schrift, welche den Titel „Zur rhätischen Ethnologie“ erhielt, und 1854 bei Gebrüder Scheitlin zu Stuttgart ans Licht trat. Dieses Büchlein enthält auch heute noch mein rhätologisches Glaubensbekenntniß, obgleich jetzt nach zwanzig Jahren manches daran auszubessern und vieles nachzutragen wäre.

Es schien damals nicht unmöglich, daß die neue Schrift auch in Tirol Beachtung fände. Man konnte glauben, die Curaten würden ihre besten Schuße ablaufen, um sich in den tirolischen Großstädten das neue Drakel zu holen, die enchorischen Gelehrten würden ihre tiefsten Studien aussetzen, sich mit aller Leidenschaft auf das Etruskische werfen, sich nach allen vier rhätischen Winden zerstreuen und in allen Haupt- und Nebenthälern Namen und Wundersagen sammeln, um der neuen Lehre gegenüber Stellung nehmen zu können; aber es blieb alles ruhig und das Büchlein unbekannt. Dieses hatte schon zehn Jahre eines ruhmlosen Daseins hinter sich, als mein guter Freund, Professor J. B. Zingerle zu Innsbruck, einmal öffentlich die verbrießliche Frage aufwarf: warum denn gar keiner komme, um auch einmal die tirolischen Orts-, Hof-, Berg- und Waldnamen anzuforschen und dabei nicht von ferne ahnte, daß sein Wunsch schon längst erfüllt sei. Die Tiroler sind wie die Griechen — *Græci sua tantum mirantur* — und obgleich sie in diesen Sachen selbst nur wenig

thun, so geben sie doch nicht Acht, wenn andere etwas neues aufstellen, zeigen auch wenig Glauben daran, zumal seitdem Beda Weber und Albert Jäger das Dogma verkündet haben, daß alle tirolischen Sachen für die übrige Menschheit vollkommen unverständlich und unergründlich seien. Die großen und kleinen Gelehrten des Landes setzten daher munter fort, gleich als wenn noch alles wäre wie zu Pallhausens Zeiten, und erst in den letzten Jahren trat Christian Schneller, jetzt zu Innsbruck, als Forscher auf dem Gebiete der tirolischen Ortsnamen ein, schöpfte aber aus meinen etruskischen Angleichungen nur die Ueberzeugung, daß die undeutschen allesammt — romanisch seien. So geht's mir fast wie dem alten Hegel: „Nur einer hat mich verstanden, und dieser hat mich mißverstanden!“

Die etruskische Sprache aber — und so kommen wir von dieser mit Rücksicht zu beurtheilenden Abschweifung wieder in die Hauptströmung unserer Diatribe — die Sprache der Etrusker, welche mit Buchstaben, die den griechischen ähnlich sind, aber wie das Hebräische von rechts nach links geschrieben wird, sie ist aus etruskischen Büchern nicht zu erlernen. Von alle dem was einst rafenische Dichter und Belletristen beim Lampenlicht oder beim Schein des Tages geschaffen, ist uns nichts erhalten. „Die tuskischen Geschichten,“ welche Varro erwähnt, sowie ihre sämtlichen theologischen und ascetischen Werke mit ihrer ganzen Blitzgelahrtheit sind längst dahin. Die einstigen etruskischen Bibliotheken sind verschwunden, und wir können mit den Geistern der alten Rasener nur unterirdisch verkehren, in ihren Hypogäen oder Grabkammern, deren immer mehr

entdeckt und geöffnet werden. Dort in jenen dumpfen Räumen, an den Wänden, auf Candelabern, Aschenkrügen, Sarkophagen u. s. w., sind Inschriften aufgemalt, gegossen, eingeritzt und eingehauen, welche uns jetzt die etruskische Literatur vertreten. Auf allen diesen mannichfaltigen Geräthten sind zunächst die Namen ihrer einstigen Besitzer, ihrer Stifter, ihrer Schenker, mitunter auch die der Künstler angebracht, welche sie gefertigt. So namensfelig war der etruskische Staatsbürger, daß wir, wenn nicht allein die Einrichtung ihrer Grabkammern, sondern auch die ihrer Wohnungen erhalten wäre, schwerlich einen Stiefelzieher oder eine Schlafmütze finden würden ohne den Namen des edlen Raseners, der sie einst sein eigen genannt.

Diese Namen, die nun wohl in die Tausende gehen, bieten eigentlich nicht viel absonderliches, sondern gleichen im Ganzen vielmehr den römischen, wie sich denn auch eine große Zahl tuskischer Namen in Latium und latinischer in Etrurien wiederfindet. Der Rasener führte zu seiner Zeit, wie heutzutage der Deutsche, einen Vornamen, der auch wieder zu den lateinischen stimmt (wie *Cae* = *Cajus*, *Tite* = *Titus*, *Sethre* = *Sextus*), und einen Familiennamen. Dazu kommt aber gewöhnlich noch der Vorname des Vaters oder der Familienname der Mutter, oder beide, welche durch *-al* bezeichnet werden. *Larth Vete Arnthal Vipinal* heißt also: *Larth Vete*, der Sohn des *Arnthal* (lat. *Aruns*) *Vete* und der Frau *N. N.*, gebornen *Vipina*. Die Benennung der Frauen ist etwas umständlicher. Es wird nämlich ihre Herkunft durch *-ia* bezeichnet, welches sich ihrem Familiennamen anhängt, wogegen *-isa*, an den Namen des Gemahls gefügt, die Eigenschaft der Ehefrau anzeigt.

Um auch den deutschen Frauen, welche dieser Abhandlung etwa bis hieher gefolgt sind, eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen, wollen wir hier ein auch ihnen verständliches Beispiel eines etruskischen Frauennamens aufstellen. Wenn sich nämlich in einem Hypogäum eine Inschrift finden würde, lautend: Luise Schmidia Huberisa Hansal Grestal Maieral, so wäre diese zu übersetzen: Luise Huber, geborne Schmid, Tochter des Herrn Hans und der Frau Margareta Schmid, gebornen Maier.

Allein diese Lehrsätze über die Bildung und Erklärung der tuskischen Namen, welche einst Otfried Müller aufgestellt hat, waren zwar in der Theorie sehr richtig, reichten aber in der Praxis doch nicht für alle Fälle aus. Die Etrusker, unbekümmert um die Mühsal, die ihr Schlendrian uns verursacht, erlaubten sich nämlich allerlei Variationen, die mitunter sehr bedenkliche Verwicklungen herbeiführen. Bald fehlt der Vorname, bald der Familienname, und bald ist dieser auch doppelt vorhanden; durch Abwekung der auslautenden Consonanten sind manche männliche Formen den weiblichen ganz gleich geworden; vielfach ist der Endvocal abgefallen, und Bipi kann z. B. für Vipie, d. h. Vipius, für Vipia oder auch für Vipia im Ablativ stehen, da mitunter die Abstammung nicht durch —al, sondern durch den Ablativ des Mutternamens ausgedrückt wurde. Damit ist aber nur ein Theil der Schwierigkeiten angebeutet, und es begreift sich daher, daß fast jeder neue Name, der aus der etruskischen Unterwelt aufstieg, discutirt werden und zu abweichenden Erklärungen führen konnte. Wenn wir sagen, daß Hr. Professor Corssen diesen Fragen mehr als vierhundert Seiten gewidmet hat,

so ist damit einerseits ihre Triftigkeit, andererseits aber auch sein Fleiß und seine Unermüdlichkeit belegt. Jetzt sind sie allerdings bereinigt, alle möglichen Fälle sind besprochen, alle möglichen Knoten gelöst. Jetzt mag die deutsche Wissenschaft dem Augenblick ruhig entgegensehen, wo wieder ein neu aufgefundenes Hypogäum die mythischen Pforten öffnet; seine Namen sind schon construirt, ehe sie noch recht ans Licht des Tages treten.

Uebrigens mußte Hr. Professor Corssen in vielen Fällen erst die Lesart seiner Namen feststellen, denn die gedruckten Texte sind nicht immer ganz zuverlässig. Er ging daher 1870 eigens nach Etrurien, wo er seine Vorlagen verglich, revidirte und corrigirte und zwar mit einer Unermüdlichkeit, deren nur ein deutscher Gelehrter fähig ist. Von vielen Inschriften nahm er Papier- oder Staniolabdrücke und prüfte sie mit der Lupe, um seiner Sache sicher zu sein. In dem düstern feuchten Erbbegräbniß der Tarquinier zu Caere kroch er in die Nischen hinein, um dort bei Kerzenlicht die verblichenen Zeilen aufzuzeichnen und den Aschenresten der Leichname zu begegnen, die da vor zweitausend Jahren beigesetzt worden. Dabei notirte er mit deutscher Gründlichkeit jeweils den Tag der betreffenden Thätigkeit. Wir erfahren z. B., daß es am 29. April 1870 gewesen, als er durch Zeichnung und Graffitabdruck in einer Inschrift des Vaticanus, statt der falschen Lesart *Larfi*, die richtige *Larni* herstellte. Und am 5. Mai desselben Jahres geschah es, daß er in einer Spiegelinschrift ebenfalls zu Rom, statt des unrichtigen *Archaze*, die echte Lesart *Archate* fand, so daß die Freunde seiner Studien den fünften Jahrestag dieses freudigen Ereignisses zugleich

mit dem Todestag Napoleons I. im nächsten Bonnemonat festlich begehen können.

Die tuskanische Literatur enthält aber fast nichts als Namen. Die Unbill der Zeiten hat nämlich wenig erzählende Texte verschont. Zu Perugia im Museum steht zwar ein Denkstein, der während des Weinmonds 1822 in dortiger Nachbarschaft gefunden wurde, seitdem der Perusinishe Cippus heißt und auf zweien seiner Seiten sechsundvierzig Zeilen sehr lesbaren Textes bietet, aber fast die Hälfte desselben füllen eben auch wieder nur Namen aus. Immerhin ist dieser Cippus in seiner Gattung das einzige monumentale Ueberbleibsel aus den großen Zeiten dieses Volkes, und wird daher mit Recht als das theuerste Kleinod der etruskischen Epigraphik betrachtet. Alle andern Inschriften sind kurze Sätze, die aus wenigen, den Namen beigefügten Wörtern bestehen und sich über dem Eingang der Grabkammern, auf deren Wänden, auf den Stein- und Erzbildern, auf den Spiegeln finden. Alle zusammen würden mit Lettern von mittlerer Größe gedruckt kaum ein Octavblatt füllen. In allen Inschriften aber findet sich anerkanntermaßen kein einziges Wort, dem man auf den ersten Blick ins Gesicht sagen könnte: du kannst nur dieß bedeuten und nichts anderes.

Wie der alte Himmel den alten Griechen so viele andre Gaben gewährte, so verlieh er ihnen auch eine Sprache, in der sich alle Abkömmlinge des hellenischen Urstamms verständlich machen konnten. Wenn der Jonier und der Dorier, der Athener und der Thebaner in der Antichambre des großen Königs zu Persopolis oder zu Tartessos bei den Säulen des Hercules zusammen trafen, so verstanden

sie sich ebenso leicht, als der niederbayerische Weizenbauer und der Korfsbacher Getreidehändler auf dem Straubinger Kornmarkt.

Der Italer dagegen war in dieser Beziehung ganz anders gestellt. Wenn der alte Latiner die Gränze seines Latiums, das nach Theodor Mommsen ursprünglich nicht größer war als der jetzige Kanton Zürich und später doch die Welt erobern sollte, in Krieg oder Frieden überschritten hatte, so fand er gegen Süden die Osker, gegen Osten die Umbrer, die ihm beide, obwohl ihre Sprache nahe verwandt, doch ebenso unverständlich waren, als es dem Oberdeutschen der Däne oder Schwede ist. Wenn er aber über den Tiber ging, so stand er schon mit beiden Füßen im Etruskerlande, wo ihm alles noch viel fremder und seltsamer vorkam, als in den umbrischen und ostischen Gauen. Es war auch die gemeine Meinung des Alterthums, daß es kein Volk gebe, welches den Etruskern in Sitte oder Sprache ähnlich sei.

Wie dem auch sei, die tuskischen Inschriften traten mehr und mehr aus ihren Grabgewölben in die moderne Welt herein und forderten diese zu ihrer Erklärung auf. Man fieng das Geschäft auch schon im vorigen Jahrhundert an, aber man kam nicht weit damit. Abgesehen von den onomatologischen Fortschritten, welche, wie oben erzählt, Otfried Müller gethan, war eigentlich nichts sicher, als das Wort *ril*, welches sich öfter bei den Ziffern findet, die auf den Grabmälern die Lebensdauer bezeichnen (wie z. B. *ril XX*, *ril XXV*), und daher Jahr bedeuten muß. Aber auch dieses Wort ist räthselhaft, denn es paßt offenbar zu keinem andern bekannten Idiom. Die ostischen

und umbrischen Sprachdenkmäler und namentlich die eugubinischen Tafeln waren allmählich aufgeklärt worden, weil das Lateinische wie ein guter Kamerad in gleichem Schritt und Tritt nebenhergeht, aber für das Etruskische schien dieses weit über allen Bergen zu liegen.

Luigi Lanzi, der bedeutendste Etruscist des vorigen Jahrhunderts († 1810), kam zuletzt gar auf den Gedanken, daß das Etruskische eigentlich nichts als ein Garbuglio, ein Durcheinander aller angränzenden Sprachen sei, und versuchte also die etruskischen Wörter dadurch zu erklären, daß er etwa die erste Sylbe aus dem Umbrischen, die zweite aus dem Aeolischen, die dritte aus dem Lateinischen oder andere wieder in derselben Weise nach umgekehrter Sprachenfolge deutete.

Damit gaben sich aber natürlich nur einige genügsame Anhänger zufrieden; andere Forscher dagegen, die das Richtige dieser Deutungsart erkannten, liefen im Geist über Berg und Thal, über Land und Meer, durch ferne und fernste Himmelsstriche, um andere und vermeintlich bessere Quellen der alten Rasener-Sprache aufzustöbern, so daß wir nachgerade sanskritische, semitische, keltische, altdeutsche, skandinavische, slavische, armenische und altaisch-finnische Erklärungen haben — eine so gut, vielmehr so werthlos wie die andere.

Um diesem mißlichen Zustand ein Ende zu machen, gieng nun Professor Corssen im Geist der neueren Wissenschaft daran, zunächst das grammatische Gerüste herzustellen, d. h. zu bestimmen, wie sich der etruskische Nominativ, der Genetiv, der Accusativ u. s. w. anlasse, welche Formen dem Verbum zuzuschreiben und wie sie zu

erklären. Dieses mühsame Geschäft ist gewiß so weit gelungen, als man bei dem spärlichen Material zu hoffen berechtigt war.

Zu gleicher Zeit war aber auch die Bedeutung der Wörter und der Sinn der Inschriften klar zu stellen, jedenfalls der schwierigste Theil der Aufgabe. Der Angelpunkt der ganzen etruskischen Philologie ist übrigens das Wörtlein *mi*, das etliche siebzimal vorkommt, und zwar immer als erstes Wort der betreffenden Inschrift.

Es war nun die frühere Meinung, dieses *mi* sei so viel als griechisch *εἰμι*, ich bin. Allein es kommt auch in gewissen Verbindungen, namentlich mit *suthi*, vor, wo jene Deutung gar nicht passen will, da letzteres offenbar ein Verbum und zwar im Präteritum ist. So steht z. B. auf einem alten Stein, der bei Saluzzo in Piemont gefunden worden: *Mi suthi Larthial*. Diese Inschrift, diese drei Wörter dünkten mir schon damals die linguistische Centralsonne, von der ein fruchtbares Licht auf die ganze etruskische Epigraphik ausströmen könnte. Wie wäre es, dacht' ich, wenn wir da den Stein selbst sprechen ließen, der uns nach allem Anschein sagen will, wer ihn einst gesetzt. *Mi suthi Larthial* wird also heißen: Mich setzte Larthial. *Mi* bedeutet sohin nicht „ich bin,“ sondern „mich.“ Und wenn dann über dem Eingang der Grabkammern geschrieben steht: *Eca suthi Larthial*, so will dieß sicherlich nichts anderes sagen als: diese (Zelle) setzte, widmete (*ἀνέθηκα*) Larthial. Endlich erklärt sich dadurch auch jenes *suthina*, das vielfach auf kleineren Geräthen vorkommt, als *ἀνάθημα*, Widmung, Weihgeschenk.

Hr. Professor Corssen stimmt diesen Deutungen unbe-

dingt zu. Er sagt übrigens, daß jenes mi das lateinische me vertrete, habe zuerst G. J. Grotefend erkannt, wenn auch nicht begründet („Neues Archiv für Philol. und Pädag.“ 1829, S. 106), und später habe Steub, wie es scheine, ohne die Erklärung Grotefends zu kennen, denselben richtigen Gedanken gehabt. („Zur rthätischen Ethnologie“ S. 223.) Hr. Professor Corssen und mein gesamntes Publicum mögen sich aber fest darauf verlassen, daß ich Grotefends für mich sehr abgelegene Abhandlung damals so wenig gekannt habe, als ich sie heute kenne. Ich entlehne nie eine solche Aufstellung, ohne meine Quelle zu citiren und, wenn's immer möglich, auch zu beloben. Ich gehöre nicht zu denen, die ihre Vorgänger gemüthlich ausweiden und dann aus ihren Eingeweiden neue Büchlein zusammenstückeln mit hämischen Ausfällen auf ihre Fundgruben und mit der Behauptung, daß so ein Meisterwerk, wie das ihrige, noch gar nicht dagewesen.

Seitdem weiß man also, was mi, was suthi und suthina bedeuten, und diese drei Errungenschaften werden noch immer zu den solidesten auf diesem Gebiete gerechnet.

Gehen wir aber an die Betrachtung der übrigen. Die etruskischen Appellativa, die uns in den spärlichen Inschriften geblieben, hat noch niemand zusammengezählt, aber es scheint nicht, daß ihrer viel mehr als hundert sind. Diese hat nunmehr Hr. Professor Corssen mit wenigen Ausnahmen erklärt und die Erklärung etymologisch begründet. Zu manchen Deutungen wird das Lateinische verwendet, aber das Verhältniß desselben zeigt sich unstät und ist schwer zu bestimmen. Wenn der Forscher Wörter wie achnaz, acnina, ara, arca, ula, uthur u. s. w. ge-

radezu aus lat. *agnatus*, *agnina*, (scil. *caro*,) *ara*, *arca*, *olla*, *auctor* erklärt, so möchte man glauben, das Etruskische sei nur ein lateinischer Dialekt, während doch, abgesehen von diesen und einigen andern Wörtern, wieder alle Verwandtschaft abgeschnitten scheint. Der Verfasser führt uns dann auf das hohe Meer der Etymologie, wo er bald mit griechischen, bald mit sanskritischen, mit gothischen, keltischen oder litthauischen Segeln sein Schiffelein vorwärts bringen muß. Bedächtige Linguisten dürften da vielleicht manche Theseis bedenklich finden, allein die Zaghaften haben auf diesem Felde noch nichts namhaftes geleistet; dem Muthigen gehört auch die etymologische Welt, und so darf man sich dem Forscher gewiß nicht in den Weg stellen, wenn er mit einiger Kühnheit ins Zeug geht. Die italienischen Etruscisten werden freilich manchmal flüstern: *Se non è vero, è ben trovato*, aber die deutschen Kenner dürften, allem Vermuthen nach, die Erklärungen, die hier gegeben sind, im Großen und Ganzen als gelungen hinnehmen, obwohl die kommenden Zeiten im Einzelnen noch manches zu ändern finden möchten.

Allerdings lassen sich die Ergebnisse dieser Forschungen nicht mit denen vergleichen, welche wir der Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen, der persischen Keilschriften zu verdanken haben. Dort wimmelt es von uralten Neuigkeiten, die uns heute noch interessiren; hier dreht sich alles ums Sterben und um Todtenopfer. Der Charakter dieser unterirdischen Epigraphik ist wesentlich lemurisch. Demnach gehören auch die enträthselten Wörter, soweit sie nicht Verba sind, fast alle ins Fach der Funeralkien. Wir vernehmen nichts von den Dingen, die den Etruskern über

der Erde lieb und theuer gewesen, sondern nur von Grableuchtern, Todtenladen, Räucherpfannen, Aschentöpfen u. s. w. Auch wird uns im Laufe des Werkes die angenehme Bekannthschaft von sieben etruskischen Todesgöttinnen vermittelt. In dieser ganzen Literatur kommt nichts genießbares vor, als die Todtenschmäuse, die das Volk wohl mit großer Freigebigkeit auszustatten pflegte.

Hr. Professor Corssen hat auch den Schleier weggezogen, welcher bisher über dem berühmten Cippus von Perugia hing, aber die Etruscomanen, die etwa Nachrichten über Schlachten und Triumphe, über Friedensverträge und Bündnisse oder andere Haupt- und Statsactionen erwarteten, können sich nur unangenehm enttäuscht finden, denn jene Zeilen enthalten eben auch nichts anderes, als ein Verzeichniß von Weihgeschenken, welche von einer damals lebenden Sippe in eine Grabkammer gewidmet wurden und zum Theil sehr unbedeutend sind. Dieses Opfer-Menu gewinnt selbst durch sein hohes Alter nicht wesentlich an Wichtigkeit. Oder was hilft es, zu erfahren, daß dazumal der uns unbekante Lars Lana einen Aschentopf, zwölf Rasener einen Becher und einiges Geschirr, der ebenfalls verschollene Velthina einen Sarkophag und der treffliche, aber auch vergessene Scuna einen Todtenschmaus und andere ähnliches gewidmet haben? „Höher als die sachliche,“ sagt deswegen ganz zutreffend der Verfasser, „steht doch die sprachliche Bedeutung der großen etruskischen Inschrift. Sie bezeugt die Uebereinstimmung der etruskischen Sprache mit der lateinischen durch so zahlreiche und so schlagende Thatfachen, daß sie allein genügen würde, den italischen Ursprung der etruskischen Sprache zu erweisen,

und somit dem etruskischen Volke den ihm gebührenden Ehrenplatz in dem Familienkreise der acht italischen Völker zu sichern. Sie ist eine Urkunde von hoher Wichtigkeit für die Geschichte der Sprachen und der Völker Italiens.“

So lebhaft ich nun aber die Ueberlegenheit unseres Forschers in seinem Wissen, seinen Studien und seinen Leistungen anerkenne, so gestatte ich mir, doch, in zwei Stücken eine andere Meinung als die seinige zu hegen und zu vertreten.

Die etruskische Sprache galt nämlich früher für hart und rauh, weil sie in Verkümelungen von Consonanten schwelge, welche, sagt Otfried Müller, kaum ein lateinischer, geschweige denn ein griechischer Mund ertragen konnte. Dagegen erlaubte ich mir schon vor dreißig Jahren darauf hinzuweisen, daß die ältesten Inschriften dieser Nation, wie z. B. mi Larus Arianes Anasses clan, mi Venerus Viuucenas, Mi Repesunas Aviles u. s. w. ganz wohlklingend seien und erklecklichen Reichthum an Vocalen verathen.

In allen Ländern und zu allen Zeiten, wo die Buchstabenschrift noch jung war und das Publicum sich in die neue Kunst des Lesens erst mühsam hinein arbeiten mußte, hat man diesem gewiß keine Abkürzungen vorgefetzt, sondern jeden Laut fein säuberlich ausgeschrieben. Die Etrusker haben es in jenen Anfängen ohne Zweifel ebenso gehalten.

Allein die Steinmehlen und die Erzgießer sind den Buchstaben immer feind gewesen, weil sie Zeit und Raum kosten. Sie sannan daher auch in Etrurien schon frühzeitig auf Abkürzung ihrer Texte. Nun läßt aber jeder, der

abkürzen will, lieber die Vocale als die Consonanten weg, denn es ist z. B. Prffffr, Brgrmstr viel leichter zu lesen, als wenn man o-e-o oder ü-e-ei-e schreiben wollte. Dieß wurde auch den Etruskern halb klar, und als durch ihre Elementarschulen, welche vielleicht den unsrigen nicht nachstanden, die Kunst des Lesens allen Freien geläufig geworden, versuchten sie also manche Sylben ohne Vocale zu schreiben. So entstanden denn Phänomene wie eprthnevch, exnehvalch, moertele, welche aber die angebliche barbarische Härte des Etruskischen ebensowenig beweisen, als Consonantenklumpen, wie Bzrfsgrchtschrber, oder Gnsdrmerie-stnt, die ja auch bei uns in Schrift und Druck vorkommen, die barbarische Härte der deutschen, beziehungsweise der französischen Sprache. Da aber niemand zu Abkürzungen gezwungen, da sie bald angewendet wurden und bald nicht, so zeigen sich zu vocalarmen Formen, wie Marcnsa, immer auch wieder vocalreiche, wie Marcanisa, zu Prnthna ein Prenthna, zu Prcesa ein Purcesa, zu Mrva ein Menrva, Mnerva, Menerva u. s. w.

Auf diese Art suchte ich seiner Zeit darzuthun, daß die Sprache der Etrusker nicht härter und nicht rauher gewesen, als die lateinische oder die griechische, und Theodor Mommsen fand die These damals so wohl begründet, daß er den Heiligenschein seiner Zustimmung um sie legte. Hr. Professor Corssen dagegen scheint wieder mehr oder weniger ins alte Geleise zurückzukehren. Er erklärt die Wörter wie er sie trifft, und findet sie nie zu rauh. Er läßt sich z. B. ein zilchnee gefallen (was fast an unser: Schnupfet'n S'n? erinnert), obgleich er auch ein vollständiges zilachnööe (ex silice fabricavit) anführt, und das eine zum andern

sich doch nur verhalten kann wie der Prfssr zum Professor. Der Hr. Verfasser meint zwar S. 676: die gesprochene Form habe zilchnuce mit verschwindend kurzem u gelautet, allein da das u nach S. 665 lang war, so kann es doch nicht gar so kurz gewesen sein. Auch flezrl, sranczl und ähnliche Formen werden uns sans. phrase geboten und erklärt. Selbst bei dem Worte trutvnt läßt sich der Forscher nur zu dem Zugeständnisse herbei, daß in -vt für -vit der J-laut nicht völlig geschwunden, sondern nur verschwindend kurz geworden sei, „ein irrationales ĭ, das in der Schrift nicht mehr ausgedrückt wurde;“ allein es ist fast zu wetten, daß mit einer so schwachen Nachhilfe alle italischen Stämme zusammen das Wort nicht herausgebracht hätten, viel weniger die Etrusker allein.<sup>1</sup>

1 Dieses trutvnt ist insoferne von großer Bedeutung, als es in einer zweisprachigen Inschrift steht und da dem lateinischen *haruspex* entspricht. Es war daher des Verfassers Aufgabe zu beweisen, daß auch trutvnt sich als „Darmschauer“ erklären lasse. Als Probestück seiner Methode möge diese Beweisführung (S. 354), etwas abgekürzt, hier folgen:

Von vorn herein ist die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß *truta-vt* ein Compositum ist, dessen erster Bestandtheil dem lat. *haru-*, der zweite dem lat. *-spex* von *haru-spex* in der Bedeutung entspricht. Ich stelle den ersten Bestandtheil des etruskischen Compositums *tru-t-n* zusammen mit Griech. *τρω-τό-ς* verwundet, *τρω-δ-μό-ς* Wunde, *τι-τρώ-σκη-ω* verwunde, beschädige, *τρω-μα* Wunde, *τρω-μα* Loch, *τρω-χο-ς* abgerissenes Kleid, Fegen, Lumpen, *τρω-ω*, *τρω-χ-ω* reibe auf, kchsl. *tra-ti* aufreiben, die alle auf eine Wurzelform *tru-* „durchbohren, durchschneiden, abreißen, abreiben, beschädigen“ zurückgehen. Auf diese Wurzel *tru-* führe ich also auch etr. *tru-t-n-* in *trut-vt* zurück, und zwar so, daß von derselben zunächst mit dem weiblichen Suffigti ein Nomen *tra-ti-* „Durchbohrung, Durchschneidung, Abfschneidung“ gebildet wurde, und von diesem mit dem Suffig-no: *tra-ti-no-* „durchbohrtes,

Dieselbe Auffassung bekundet sich übrigens auch da, wo der Forscher die Namen aus der griechischen Mythologie behandelt.

Diese haben sich die Etrüsker allerdings etwas rücksichtslos zurecht gemacht, obgleich man fragen könnte, ob sie unter den hellenisch gebildeten Auguren nicht anders umliefen, als unter den Spiegelzeichnern, welche vielleicht wenig classische Bildung besaßen. Wie dem auch sei, *Utalante*, etruskisch *Utlenta*, heißt einmal auch *Utlnta*, *Clutumustha*, die einheimische Form für das griechische *Klytämnestra*, wird ein andermal *Clutnsta* geschrieben. Hier sucht nun unser Forscher den Unterschied der beiden Formen

durchgeschnittenes Ding,“ insbesondere „durchbohrtes, durchgeschnittenes Opferstück.“ Der Stamm *tru-ti-no-*, *tru-ti-nu-* in *tru-t-n-vt* ist zu *tru-t-n-* gekürzt, indem *i* vor *n* schwand, wie überaus häufig im Etruskischen, und der auslautende Stammvocal *o*, *u* des ersten Compositionsgliedes ausfiel.

Den zweiten Bestandtheil des Compositums *trutn-vt*, *-vt* führe ich auf die Wurzel *vid*, sehen, zurück. Dieses *-vt* ist hiernach entstanden aus *-vit*, *-vit-u*, *-vit-u-s*, *-vid-u-s* und hat dieselbe Bedeutung wie das lateinische *Abiectivum -vid-u-s* in *provid-u-s*, *invid-u-s*. Der Wurzelvocal des zweiten Compositionsgliedes scheint also in *etr. trutn-vt* geschwunden wie in den lateinischen Compositen *su-rg-e-re*, *po-rg-e-re*, *e-rg-o*, *e-rg-a*, *su-rp-ui*, *po-s-tu-s* u. a.

Aber da es nicht glaublich ist, daß die Etrüsker in *trutn-vt* die Consonanten *tnvt* ohne irgend einen vocalischen Zwischenlaut unmittelbar hinter einander gesprochen haben, so muß man annehmen, daß in *-vt* für *-vit* der *J*-Laut nicht völlig geschwunden, sondern nur verschwindend kurz geworden ist, ein irrationales *i*, das in der Schrift nicht mehr ausgedrückt wurde. — Nach dem Gesagten bedeutet also *trutn-vt*, entstanden aus *\*trutinu-vidu-s*: „proscium videns, Opferstückshauer,“ wie *haru-spex* „Darmspäher.“

phonetisch zu erklären durch Vorrückung des Accents, Ausfall schwacher Vocale u. s. w. Aber wäre es nicht einfacher und vielleicht richtiger zu sagen: *Atlenta* und *Clutumsta* kommen auch abgekürzt als *Atlnta* und *Clutmsta* vor? Die Sprache lebte allerdings ein sehr rasches Leben, und mit dem allgemeinen Schwand der Endsyblen mögen auch manche Vocale im Innern der Wörter geschwunden sein, aber der Herr Verfasser scheint in diesem Stücke doch zu weit zu gehen.

Indessen sollen unsre Bedenken hier nur bescheiden angemeldet werden, denn Herr Professor Corssen will diesen Fragen nicht aus dem Wege gehen, sondern verweist öfter auf S. 483, wo sie behandelt werden. Dieser Paragraph steht aber im zweiten Bande des Werkes, welcher noch nicht erschienen ist. Wir sehen ihm mit derselben Spannung entgegen, wie dem ersten, und werden für freundliche Belehrung gewiß sehr dankbar sein.

Der Verfasser behauptet ferner zu öftermalen, daß die Etrusker die Regeln ihrer Orthographie sehr genau und streng beobachtet haben.

Bei dem beständigen Wechsel zwischen u und v, v, p und f, o und eh, t und th (ein b, g, d hatten die Etrusker nicht) kann aber auch der entgegengesetzte Gedanke aufkommen, nämlich der, daß die Rechtschreibung in den etruskischen Grabkammern keineswegs strammer gewesen, als sie jetzt noch auf den deutsch-rhätischen Kirchhöfen ist. Indessen fehlt hier allerdings der Raum, um diese Behauptung näher zu begründen.

Runmehr gelangen wir aber in das Land der Wunder und der Räthsel, durch welches ich einst den einsamen

Pfad nach Etrurien gesucht, nämlich nach Rhätien, zunächst nach Tirol. Da wird's nun meinen verschiedenen Freunden zu großer Befriedigung gereichen, daß Hr. Professor Corssen die Verwandtschaft der Rhätier mit den Etruskern, die ich seit dreißig Jahren gepredigt, ohne Einwand an- und aufnimmt. Dort sind ja von jeher Zeugnisse etruskischer Kunst, etruskische Gräber, und in den letzten fünfzig Jahren auch zwei größere etruskische Inschriften ans Licht gekommen, welche zwar bisher noch keine überzeugende Erklärung fanden, aber doch für jene Theseis mächtig eintraten. Die eine steht auf einem Wassereimer, den man im Cembrathale gefunden, die andere auf einem Schlüssel, den man im Monsberg ausgegraben, und beide Alterthümer werden jetzt im städtischen Museum zu Trient gezeigt. Man könnte nun leicht in den Wahn verfallen, der Wassereimer und der Schlüssel würden für den Perusinischnen Cippus Ersatz bieten und wichtige Enthüllungen über rhäto-etruskische Geschichte zu Tage fördern; aber den beiderseits gleichlautenden Anfangsworten: Lavis eselk, welche der Hr. Verfasser mit Fluvii sacrum übersetzt, folgen wieder nichts als Namen, dort vier, hier sieben, welche alle Freude verderben.

Wir lernen nämlich wieder nichts, als daß dazumal vier Rhätier dem Flusse Lavis einen Wassereimer, und ihrer sieben ebendenselben einen Schlüssel gewidmet haben. Da der Wassereimer damals etwa einen Thaler gekostet haben mag — der Schlüssel ist schwerer zu schätzen — und da doch vier und beziehungsweise sieben Männer zusammenstehen mußten, um das Weihgeschenk zutwege zu bringen, so sieht man, daß die damalige Zeit in Opfergaben viel

sparfamer war, als die unsrige, wo oft ein einziger wohlhabender Rhätier ein Herz besitzt, das groß genug ist, um eine ganze fünfzehnpfündige Wachskerze zu widmen. Man wird nicht läugnen können, daß dieß als ein Fortschritt zu betrachten ist. Einige andere rhätische Inschriften dürfen wir ganz übergehen, da sie eben auch nur Namen enthalten.

Warum spricht aber Hr. Professor Corssen nicht von den andern nordetruskischen Inschriften, welche Theodor Mommsen im siebenten Bande der „Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich“ veröffentlicht hat? Sollen sie vielleicht im zweiten Theil seines Werkes behandelt werden?

Die gelehrten Schichten in Neurhätien, in Tirol, Graubünden und Vorarlberg werden nun aber wahrscheinlich die Frage stellen: ob aus Professor Corssens Forschungen auch ein Streiflicht auf ihre un deutschen und unromanischen, also rhätischen Ortsnamen falle. Ja, wenn die etruskischen Inschriften ebenso viel von Berg und Thal, von Wald und Feld, von Weg und Steg, von Haus und Hof zu reden wüßten, als von Grableuchtern, Todtenladen, Räucherpfannen, Aschentöpfen und anderen Gegenständen, die zur Bildung der Ortsnamen nicht leicht verwendet werden, dann wäre allerdings eine sehr reiche Ausbeute zu hoffen gewesen. So aber dürfte die Ernte ziemlich karg bleiben, denn auch gute Augen werden in dem Werke nur hie und da ein Etymon entdecken, das ihnen auf der rhätischen Landkarte wieder begegnet. Was Aguns, Algna, Masina und andere oben vorgeführte Ortsnamen bedeuten, das könnte uns nur aufdämmern, wenn die etruskischen Per-

sonennamen, die ihnen entsprechen, erklärt würden. Ob Hr. Professor Corssen auch dafür etwas thun konnte, werden wir erst im zweiten Band seines Werkes sehen.

Uebrigens geht der Verfasser an den tirolischen Ortsnamen nicht ganz lautlos vorüber, sondern kommt vielmehr zweimal auf sie zu sprechen, freilich in einer Weise, die mich fast annehmen läßt, daß ich diese Sächelchen besser verstehe. S. 925 sagt er nämlich etwas rittermäßig (cavalièrement):

„Wenn sich in Tiroler Ortsnamen des Flußgebietes der Eisach und der Eisack vielfach das Suffix in, ein findet, das aus ino, ina abgeflumpft ist, wie in Baltin, Lajin, Gamperfin, Partlin, Bazin, Mondin, Mamalin, Tschamin, Bergin, Galtin u. a. (Steub, „Zur rhätischen Ethnol.“ S. 111 u. ff.) und Balbein, Krimpmein, Balgenein (a. D. S. 120 ff.), so läßt sich aus diesem Suffix für sich allein noch gar nicht ersehen, ob diese Ortsnamen altrhätisch oder romanisch oder mit andern Worten etruskischen oder römischen Ursprungs sind. Es müssen andere Merkmale hinzukommen, um das in jedem einzelnen Falle zu entscheiden.“

Dies klingt fast, als ob da zwei Parteien vorhanden wären, deren eine jene Namen altrhätisch, die andere sie romanisch erklären wollte; allein so gut ich die Parteien in Tirol auch kenne, so weiß ich doch nicht eine, die sich hiefür im mindesten interessirt. Ich habe Baltin, Balbein, Lajin, Partlin, Galtin u. s. w. romanisch erklärt, weil sie einem romanischen vallettina, lacigno, pratellino, colletino u. s. w. ganz genau entsprechen, und weil die Erklärung durch hundert Analogien gedeckt ist. Die anderen

„Merkmale“, welche hinzutreten müssen, sind glücklicherweise schon da, denn die Deutung beruht ja nicht allein auf dem -in, sondern auch auf dem vorausgehenden vallett-, lac-, pratell-, collett- u. s. w. Ebenso sieht es mit Gampferin, campo de rovina, und Blamalin, plan de molino oder plan maligno.

Diese Deutungen bestehen übrigens ihre Probe abwärts so gut wie aufwärts. Wenn nämlich ein Forscher in Wälschtirol umherwandert, dabei Ortsnamen trifft wie vallettina, pratellino, collettino und sich fragt, wie würden diese Namen lauten, wenn das Land jetzt germanisiert wäre, so wird er sich selber sagen müssen: sie könnten nicht anders lauten als Baitin, Partlin, Goltin oder Galtin — und umgekehrt, wenn derselbe Forscher in Deutschtirol umherwandert, dabei Ortsnamen trifft, wie Baitin, Partlin, Galtin und sich fragt, wie würden diese Namen klingen, wenn das Land noch romanisch wäre, so kann die Antwort auch nur lauten: vallettina, pratellino, collettino.

Ferner sagt der Verfasser S. 936:

„Das doppelte Suffix -i-ano von Sip-i-anu-s findet sich häufig in Tiroler Dorf- und Hofnamen der Gegend von Bozen und Meran, die von Mannsnamen gebildet sind, wie Prissian, Grissian, Rissian, Wilpian, Sissian, Andrian, Firmian u. a. (Steub, zur rhätischen Ethnologie, S. 126). Aus dieser Suffixform *i-an* für -i-ano, -i-ana läßt sich nicht ersehen, ob einer dieser Ortsnamen rhätisch-etruskischen oder römischen Ursprungs ist, da dieselbe Suffixbildung sich in den etruskischen Namen Sip-i-anu-s, Si-an-s, Isminth-i-an-s zeigt, wie in den römischen Octav-i-anu-s, Aemil-i-anu-s, Vespas-i-anu-s u. a.

Um die Frage nach dem Ursprung jener Ortsnamen auf -ian zu entscheiden, müssen also für jeden einzelnen Fall andere Kriterien hinzukommen.“

Siegegen ist nur zu bemerken, daß die Deutung von Prissian, Grissian, Stiffian, Giralan u. s. w. aus römisches Priscianum, Crispianum, Rufianum, Cornelianum durch die früheren urkundlichen Formen gedeckt ist. Das vermischte andere „Kriterium“ liegt darin, daß Priscus, Crispus, Rufus, Cornelius römische Namen waren; daß sie auch bei den Rhätiern schon üblich, dürfte kaum, jedenfalls nicht für alle, zuzugeben sein. Es ist daher immerhin sicherer, die Entstehung jener Namen in die römische Zeit zu setzen.

Ich habe zwar in der rhätischen Ethnologie S. 164 selber die Möglichkeit angedeutet, daß etwa ein rhätischer Ortsname Velthina zu römischen Zeiten in vallettina umgedeutet worden sei, und daß daher das jetzige Valtin durch vallettina hindurch vielleicht auf Velthina zurückgehen könne, allein für derlei teleskopische Durchsichten durch romanische Namen auf rhätische scheint unsere Generation überhaupt noch nicht fein genug organisiert, und sie hätten auch kein anderes Ergebnis, als eine Möglichkeit an die Stelle der Gewißheit zu setzen.

Und hiemit mag denn die Besprechung eines Werkes zu Ende gehen, das schon in seinem ersten Theile so viel unerwartete Aufklärungen gewährt, daß es für die Kenntniß der etruskischen Sprache eine neue Aera einleitet. Der Verfasser hat sich zu seinen hochgeschätzten Verdiensten auf dem Gebiete der lateinischen Sprache nun auch des rasischen Lorbeerkränzes würdig gemacht, und die deutsche

Wissenschaft mag stolz sein, daß dieses Licht von ihr ausgeht.<sup>1</sup>

Aus Gründen, die bald klar werden dürften, erlaube ich mir übrigens zu bemerken, daß ich diese Anzeige ohne Einladung oder Aufforderung des Hrn. Verfassers, welcher mir leider unbekannt, lediglich als dankbarer Verehrer zusammengestellt habe, und gestatte mir nun eine Parabase, in welcher ich auch über meine Verehrer einige Worte fallen lassen will.

Nach einigen Statistikern giengen meine „Verehrer“ in die Tausende, nach eigener Erfahrung sind aber die meisten

<sup>1</sup> Für eine zweite Auflage des Werkes erlaube ich mir folgende zerstreute Bemerkungen zur Verfügung zu stellen:

(S. 720) Neupali ist wohl ein Einwohner von Neoptolis, Neapel. — (S. 277) Da Truials die Trojer sind, so könnten Puials leichtlich die Bojer sein. — Soll Cale (J. B. S. 731) nicht lateinisch Gallus vertreten? — Meine Deutung von mi ni mulveneko u. s. w. (Mhätische Ethnologie S. 224) scheint mir durch die auf S. 758 gegebene nicht übertroffen. Ich glaube noch immer, daß mulveneko, muleniko mit fecit zu erklären ist. — Da ich die Ansicht des Herrn Verfassers über die strenge Genauigkeit der etruskischen Orthographie nicht theile, so kann nach meiner Meinung Puinei (S. 855) nicht bloß Poenia, sondern auch Vulnia sein, und Puisina (S. 963), das Hr. Prof. Corssen in Poisina latinisirt, scheint mir identisch mit Vulsina, wie auch Pelthuri für mich so viel ist als Velthuri (Mhät. Ethn. S. 213). — Die Burg Seben über der Stadt Klausen (S. 922) liegt nicht bei Sterzing, sondern eher bei Brigen. — Lavaur und Laval (S. 923) sind nicht in Lav-aux und Lav-al zu trennen, da ganz gewiß lat. vallis zu Grunde liegt. — Nicht der Gisaß (S. 929) im Genetiv, sondern des Gisaßs, noch heute nach dem Geschlecht des alten Jfarus. — Könnte Upicu (S. 938) nicht ein Ὀπικός, ein Osker sein? — „Val di Non am Ronsberge“ ist ein Pleonasmus; denn Ronsberg ist eben das deutsche Wort für Val di Non.

nichts nutz. Namentlich fehlt ihnen das Geschick, ihre Verehrung schicklich an den Tag zu legen. Hätten sich z. B. Anno 1845 nur Eintausend hochherzige Verehrer entschlossen, die eben erschienenen Drei Sommer in Tirol mit edler Gast für sich zu gewinnen, so hätte das verehrliche Publikum nicht dreißig Jahre auf die zweite Auflage warten müssen. Dagegen bin ich schon seit langer Zeit einer Verschwörung angehender Celebritäten auf der Spur, die mir — unter dem Schein der Verehrung — das Leben dadurch zu verleiden suchen, daß sie mir alle ihre neuesten Werke übersenden und dabei dringend um „Anzeigen“ bitten. Da kommen: Harfentöne von einem jungen Poeten am Rhein, der seine erste Lalage besingt — Das Staatsrecht der Fidschi-Inseln, nach den Quellen bearbeitet von einem alten Diplomaten — Neue Leberreime von einem Gerichtsvollzieher — Darf man Schriftsteller achten? von einem Oberpostroth — Geiserich, der Vandalenkönig, oder Rache, Neue und Versöhnung, romantisches Mitterschauspiel mit Gesang und Tanz, von einem pensionirten Militärarzt — Sphärenklänge aus der Holledau, von dem Verfasser der „Sirenenstimmen aus dem Teufelsgraben“ — Charakterköpfe aus der Zeit der Agilolfinger, von einem k. b. Stationschef — Gleichen unsere Männer ihren Ahnen? von einer deutschen Frau — Ueber Chignons, Dueues, Culs de Paris und andere Eigenthümlichkeiten unserer Frauen, von einem deutschen Mann — Ehrenrettung der Semiramis, mit fünfundzwanzig Holzschnitten, von einem Chevauglegerslieutenant a. D. — und derlei Weihgeschenke in unendlicher Reihe. Das soll nun alles möglichst schnell und so wohlthuellend als die Milch meiner Denkungsort erlaubt,

in den Spalten der „Allg. Ztg.“ oder wo immer besprochen werden, was, doch vorauszusehen scheint, daß man den kunterbunten Blunder auch noch lesen müßte. Wer den ganzen Tag nichts zu thun hat, der darf allerdings dankbar sein, wenn die Verehrer stets für seine nützliche Beschäftigung sorgen; ein anderer aber ist gewiß zu entschuldigenden, wenn er die wenigen Freistunden, die er seinen antipathischen Geschäften abringt, lieber nach eigenen Hefen verwendet, als für fremde, wenn auch noch so liebenswürdige Zubringlichkeiten. Freilich liegt in diesen am Ende die einzige Aufmerksamkeit, deren sich ein bayerischer Autor hienieden zu erfreuen hat, wogegen Engländer und Franzosen ihre Lieblinge allerdings anders zu ehren verstehen. Immerhin bedauere ich, jenen Verehrern für ihre Rosen kein „Vergiftmeinnicht“ bieten zu können; ich sehne mich vielmehr, die Tage, die mir etwa noch beschieden, wenn auch an der Isar kühlem Strand, doch ungestört und in stiller Beschauung verstreichen zu sehen — oblitus eunctorum, obliviscendus et illis.



